

Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Flieger über London.

Eine Londoner Erzählung aus den Spätherbsttagen 1915.

Von Justus Schoenthal.

(Fortsetzung.)

„Sowie sie stürmen,“ schrie er seinem Hauptmann ins Ohr, „sowie sie stürmen, bis auf 150 Meter lass' ich sie rankommen! Aber dann hssi, hssi, tahtakt!“

Und dann war das zentner schwere Ding auf sie zu durch die Luft gerast. Sie schossen mit Einundzwanzig Zentimeter-Mörsern. Die Fünfschneider-Granaten genügten ihnen nicht mehr. Sie wollten Schuß machen.

Er fühlte sich urplötzlich in die Höhe gehoben, und dann war's dunkel um ihn. Mit aller Anstrengung machte er die Arme frei. Der Atem versagte ihm. Da wurde es wieder Licht.

Er lebte. Zusammen mit dem Unteroffizier war er verschüttet worden. Seine erste Sorge galt dem braven Kameraden. Nur die Beine ragten noch aus der Erde, und mit vieler Mühe befreiten sie den Bewußtlosen. Er selbst flöste ihm etwas Rum aus seiner Feldflasche ein.

Da öffnete der Scheintote die Augen und sprang auf die Beine. Er taumelte ein wenig, und seine Augen flackerten merkwürdig wie Freilichter. Er sah sie alle anzusehen und doch nicht zu erkennen. Dann riß er sich den Waffenrock vom Leibe, die Stiefel, die Hosen — bis aufs Hemd entkleidete er sich und schrie in einem fort, verzerrten Gesichts, mit grauenvoller Stimme:

„Was wecht ihr mich wieder? Was wecht ihr mich wieder? Höllenhochzeit! Hegenabbath! Jüngstes Gericht. Jüngstes Gericht! Hundel! Hundel! Jüngstes Gericht!“ — Und ehe sie sich seiner Person versichern konnten, hatte er die Böschung erklimmt und war mit jähen Riesensätzen, splitternackend, Haar und Bart zerrausend, den feindlichen Bajonetten entgegengerannt.

Fröhelnd warf er sich auf den Diwan . . . Ja, ja, so wurde man irrsinnig!

In der Magenegend fühlte er eine Beklemmung.

Wie hatte der Oberstabsarzt Doktor Münchhoff gesagt?

„Und noch eines, Herr Hauptmann, achten Sie genau auf Ihre Nerven! Sie werden in den allerersten Tagen kaum zur Ruhe kommen und daher kaum Gelegenheit finden, Nervenschörungen festzustellen. Aber sobald Sie einmal zur Ruhe kommen, sozusagen in geordnete Verhältnisse gelangen, werden Sie das unweigerlich bemerken. Sie werden schlechter schlafen, häufiger Blutandrang nach dem Kopfe verspüren, einen schmerzhaft dumpfen Druck auf der Brust und Beklemmungen in der Magenegend empfinden. Das alles hat nichts zu sagen, solange Sie sich einreden können, das sei die natürliche Folge der unerhörten Nervenüberspannung. Denken Sie vor allem daran, gut zu verdauen! Nehmen Sie nur leichte Kost zu sich! Es wird nicht weiter

auffallen, wenn Sie sich magenleidend nennen und statt der üblichen „roastbeefs“ und der mit reichlich viel Fett zubereiteten Truthähne Rindsbret essen, jawohl, ganz gewöhnlichen Rindsbret! Sie werden staunen, wie wenig Mühe Ihr Magen mit der Verdauung des Breis hat, wie leicht Sie arbeiten und wie vorzüglich Sie darauf schlafen werden. . . . Gefährlich wird Ihr Zustand erst, wenn sich in allen Ihren Nerven, in den Muskelsträngen der Arme und Beine sonderbare stechende Schmerzen einstellen, als seien sie angeschwollen und heftig entzündet; auch Rückenschmerzen und Stiche in der Kreuzgegend gehören hierher. Das möchte ich schon nicht mehr als die normale Reaktion auf die seelischen Erregungen bezeichnen.“

Bis dahin hatte die alte Erzellenz mit freundlichem Lächeln zugehört; hier unterbrach sie:

„Wenn Sie so weit sind, lieber Kamerad, dann rücken Sie aus, so schnell und so schlau wie möglich. Denn dann können Sie uns drüben ohnehin nichts mehr nützen. Dann erhalten Sie sich selbst am besten Ihre körperliche und nicht zuletzt die geistige Gesundheit und Ihrem Vaterland einen wackeren, pflichttreuen Offizier.“

Er legte die ausgebrannte Pfeife fort. Das Rauchen war seinen Nerven gewiß nicht förderlich.

Zu dumm! Nun wartete er bereits drei Stunden und noch keine Antwort!

Aber vielleicht war der Bote längst zurückgekehrt und hatte den Brief für ihn unten abgegeben. Er klingelte. Das Zimmermädchen erschien und fragte mit dem gewohnt freundlich-blöden Lächeln nach seinen Wünschen.

„Fragen Sie bitte Mistreß, ob der Bote, den ich vor drei Stunden weggeschickt, noch nicht zurückgekommen ist. Fragen Sie überhaupt Mistreß, ob Post für mich eingelaufen ist.“

Das Mädchen verschwand, und er wanderte vor Aufregung zitternd auf und nieder, bis an seiner Tür gepöcht wurde. Und mit demselben blöde-freundlichen Lächeln gab das Mädchen die Auskunft, der Bote sei noch nicht zurückgekehrt und Post sei nicht gekommen . . . Die Tür schloß sich wieder.

Erstköpft ließ er sich am Schreibtisch nieder.

Unerträglich diese Marterung der Nerven . . .

Und Wägen und Schwanken drängte in seine Seele. Ob er nicht lieber vorzeitig ein Ende machen sollte?

„Wenn Sie so weit sind, lieber Kamerad, dann rücken Sie aus, so schnell und so schlau wie möglich!“ hatte die alte Erzellenz geraten.

Ah, was wußten jene, wie ihm zumute war? Was wußten sie im fernen deutschen Hauptquartier, wie er litt? Was wußten sie, wie einem der Sinn umnebelt ward von diesem steten Hauch der Feindseligkeit gegen alles Deutsche? Was ahnten sie von der Selbstüberwindung, mit der er täglich die Zeitungen las, die gegen sein Vaterland zu Felde zogen, wie sein Herz zitterte, wenn sie fort und fort nur

Schlechtes von dem „verhungerten und erschöpften“ Deutschland berichtet?

Er hatte sich für den Dienst, den kein Mensch von ihm gefordert, freiwillig erboten. Er konnte wohl auch freiwillig zurücktreten, nachdem er ein wenig genügt und im übrigen eingesehen, daß das Untersuchen doch zu lähnen. Sollte er wirklich abwarten, bis seine körperliche Gesundheit unheilbaren Schaden genommen, bis sein Geist unheilbar zerrüttet war?!

Niemand konnte ihm Feigheit vorwerfen, wenn er sich in Sicherheit brachte, solange es noch Zeit war! Niemand wußte darum, wie es in Wahrheit in seiner Seele aussah. Niemandem stand das Recht zu, sein Ehrgefühl und seinen Mut in Zweifel zu ziehen! Und doch . . . nein, es ging nicht . . .

„Wenn Sie so weit sind!“ hatte die Erzellenz gesagt. Er war nicht so weit! Noch durfte er nicht! Und dann . . . da war es wieder, was im Dunkel seiner Seele schlummerte. Ihn fesselte noch eine Aufgabe hier, deren er sich vorher nicht bewußt gewesen, zu deren Bewältigung er nicht ausgezogen war. Und doch eine schöne Aufgabe, wie ihn dünkte.

Er wollte Marianne von Roggenhusen erlösen. Sie sollte nicht mehr leiden! Wenn er England verließ, sollte sie mit ihm ziehen. Der Gedanke an sie sollte seine Stütze sein in den Nengsten, deren Flammen ihn umzingelten. Er ahnte, wie sie sich fort aus diesem Lande sehnte, wo man ihr die Schwester erschlagen, ahnte, wie ihr Herz für das Land empfand, dessen Sprache sie sprach, in dessen Zunge sie betete, dessen Dichter sie verehrte, dessen Kultur auch die ihre war — trotz aller räumlichen Trennung.

Das Denken an Marianne beruhigte ihn wunderbar. Es glitt wie Del über die erregten Wogen seiner Seele. Ein Teil ihrer fast mütterlichen Ruhe und Sanftmut schien in sein Herz überzufließen.

Nein, sie blendete nicht wie die eitle Tochter des Zeitungstönigs, sie würde ihn nicht zu Vorheiten verleiten, sie würde ihm Freundin und Schwester sein, vielleicht auch — aber er dachte nicht zu Ende.

Narrerei! Einfältiges Hirngespinn! Anfall von echt-deutscher Romantik! Daß er sich solche Schwärmereien noch immer nicht abgewöhnen konnte, wo es doch ernstlich galt, nur mit den gegebenen Wirklichkeiten zu rechnen!

Wer sagte ihm, daß Marianne einen Menschen brauchte gleich ihm? Wie sollte er sich überhaupt ihr nähern? Wie sollte sie Vertrauen zu ihm schöpfen, der ihr als britischer Offizier genah? Sich ihr offenbaren? Er stieß ein heiseres Lachen hervor und faßte sich an die Brust.

„Ich denke, alter Junge, wir ließen es bei der einen Weibertölpel bewenden! Kannst froh sein, wenn du da glimpflich davontommst!“

Aber unter der Asche glomm der Funke weiter. Nein, es war nicht Mitleid, was ihn zu ihr zog. Auch nicht die gemeinsame Muttersprache, noch das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, da sie beide eine Insel gleichsam mitten im Lager der Feinde bildeten. Es war doch wohl mehr als das.

Er dachte an seine vor Jahren verstorbene Mutter zurück, deren sehnlichster Wunsch gewesen war, er möchte ein eigenes Heim gründen. Er solle nicht so lange zaudern; schließlich werde er alt und grau dabei und habe den rechten Anschluß verpaßt . . . Die gute alte Dame. Was sie wohl zu Marianne von Roggenhusen gesagt hätte? War das nicht ganz sein heimliches Götterbild von der Frau?

„Sie braucht nicht allzu schön zu sein, sie braucht nicht allzu geistreich zu sein, wenn sie nur gesunde Glieder und einen gesunden Verstand hat. Aber Bornehmtheit des Herzens fuche ich als erste Himmelsgabe in der deutschen Frau und Mutter!“ Das war immer seine Antwort gewesen auf die Fragen der Mutter. Und ehe er noch die rechte Wahl getroffen, hatte die gute alte Dame ihre Augen zum ewigen Schlummer geschlossen . . .

Wer . . . was sie wohl zu Marianne von Roggenhusen gesagt hätte?

Er durchmaß das Zimmer mit gewaltigen Schritten. Nein, er mußte sich's aus dem Kopfe schlagen. Nach dem Frieden vielleicht, da konnte er zurückkehren und in aller Form um Marianne werben. Aber bei Gott, jetzt war die Zeit nicht für Herzensgeschichten!

Was geschah überhaupt, wenn Lady Edith ihm ihr Jawort gab?! Dann fiel ein eiserner Vorhang zwischen ihm und Marianne nieder!

Seine friedliche Stimmung verflieg. Die Ruhe wich wieder aus seinem Herzen . . . Seine Augen suchten abermals die Uhr. Um vier Stunden war der Bote nun schon unterwegs. Zum Ausdruck, was sollte das bedeuten?!!

Da plötzlich verfärbte sich seine Wange. Achsah! ward sein Antlitz. Die Pupillen flackerten unruhig, und eine stählerne Faust umpreßte sein Herz.

Gewiß. So war's. Sie hatte Anzeige gegen ihn erstattet! Das war ihre Antwort.

In wenigen Minuten würden die Schergen kommen und ihn in Untersuchungshaft abführen.

Sein erster Gedanke war schleunige Flucht. Doch im nächsten Augenblick verwarf er den Plan. Nein, wenn die Hächer das Nest leer fanden, dann spielte der Draht in alle Richtungen der Windrose, und sie würden schneller seiner habhaft werden, als er die schützende neutrale Festlandsküste erreicht . . .

Erschöpft ließ er sich in den Großvaterstuhl sinken. Schweiß perlte auf seiner Stirn . . .

Und plötzlich überkam ihn eisstarre Ruhe. Seine Lippen umspielte ein höhnisches Lächeln.

Es hatte natürlich keinen Zweck, sich abführen und wegen Hochverrats aburteilen zu lassen. So ein Todesurteil besorgte man am besten selber . . .

Sei's drum! Er hatte zwar noch einige Zeit leben wollen. Aber wozu sich auf einen Außenposten begibt, muß allemal mit seinem Dasein abgeschlossen haben. Er wollte ansehen, den letzten Strich zu ziehen.

Er ging ohne Eile ins Nebenzimmer und nahm vom Nachtkästchen seinen Dienstrevolver. Er untersuchte die Ladung. Sechs Patronen. Das reichte . . . für sie und ihn.

O, seine Hand würde nicht zittern. Auf die Fahrt ins Jenseits wollte er sich ein paar Feinde wenigstens als Begleiter mitnehmen.

Er sah sich im Zimmer um. So, durch die Tür würden sie hereinkommen, zwei, drei, wohl auch vier Mann, und hier am Schreibtisch würde er sitzen und feckerruhig einen nach dem andern niederknallen, zum Schluß sich selbst. Behutsam entriegelte er die Waffe und legte sie auf die Schreibtischplatte.

Da pochte es zweimal schlichtern.

Seine Rechte umspannte den Revolver, und mit gewollt freundlicher Stimme gebot er: „Herein!“

Das Zimmermädchen trat ein und reichte ihm auf einer kleinen Silbertafel einen Brief.

„Der Bote, den Herr Hauptmann weggeschickt, ist soeben mit diesem Brief eingetroffen. Lady Southcliffe läßt wegen der Verzögerung um Entschuldigung bitten. — Soll der Bote noch etwas bestellen?“

Er winkte ab. „Nein! Es ist gut! Der Bote kann gehen!“

Die Waffe entglitt seiner Hand. (Fortsetzung folgt.)

Wie Désiré Huber das Kreuz der Ehrenlegion bekam.

Von H. Schede-Heller.

Désiré Huber hatte es in seinem elässischen Heimatdorf sehr weit gebracht. Darüber waren sich alle einig, die seinen Werdegang von der bescheidenen Wirkstätte zum Storch bis zum stattlichen Bürgermeisterhaus verfolgt hatten.

Ueber seinem Elternhaus hatten seit zwei Menschenaltern die Störche genistet, und die gute Mama Huber war allen Familienüberlieferungen treu geblieben. Sie hatte, ohne zu klagen, ihrem Mann 9 Kinder geschenkt, und eines Tages, just, als die Langheime sich zur Süblandsreise rüsteten und über der Tür der frische Kranz aus Weinlaub hing, kam als zehnter Sproßling noch ein Junge zur Welt. „Numme um d' Fingerzohl voll ze moche,“ meinte der Vater und nannte allen Lachern und Spöttern zum Trost seinen Jüngsten „Désiré“, den Erwünschten.

Es schien nun wirklich, als sei an der Wiege dieses Bester eine gute Fee Patin gestanden. Alles geriet ihm auf Wunsch. Ohne sonderliche Begabung kam er glatt durch die Schule, und mit 25 Jahren gelang es ihm, der keinen roten Heller besaß, sich aus dem benachbarten Dorf die reichste Bauerntochter heimzuführen. Von dem Tag an war er ein angesehenener Mann, vor dessen Glück man Respekt haben mußte.

Nach den ersten Hitterwoden nahm Josephine Benoit, die eine resolute Frau war, die Fißel in die Hand. Das junge Paar hatte von den Eltern das kleine Gasthaus übernommen, und Josephines Ehrgeiz ging dahin, den leuchtenden Soleil b'Dr., der den Storch immer in den Schatten gebrängt hatte, zu übertrumpfen. Sie ging dabei planmäßig vor und suchte dem biederem, von Bolitt! gänglich unberührten Désiré einige nützliche Grundstücke

beizubringen. „Mer fin le Ditsche und mer fin le Franzose,“ erklärte sie ihm, „dann miken mer uns beidi vorm holte.“

Desiré mußte in einen Cercle eintreten, der alljährlich Wallfahrten nach der französischen Grenze unternahm und mit kleinen Trikoloren zurückkam. Aber die kluge Joséphine sorgte dafür, daß ihr Mann tags darauf mit dem Amtmann an einem Tische saß und ihm den besten Rappschwyzer vorsetzte. „Es mocht sich gut,“ meinte sie.

Natürlich machte es sich auch gut, daß neben dem ehrwürdigen schmiedeeisernen Schild mit dem schwarz-weiß-roten Vogel eine französische Inschrift à la Gigogne von der weißen Mauer leuchtete, und daß ein Grammatikon ohne Gewissensbisse sowohl die Sambre et Meuse, als auch das Heil dir im Siegerkranz spielte. So mußte der dicke Wirt von der goldenen Sonne zähneknirschend sehen, wie der Storch ihm seine besten Kunden abspenstig machte, und wie dort, unter Joséphines geschickten Händen, Hochzeiten, Taufen und Schützenfeste gefeiert wurden.

Nach Jahr und Tag brachte sie es auch fertig, daß ihr Mann zum Bürgermeister gewählt wurde und in das schöne Fachwerkhaus, gerade dem Soleil d'Or gegenüber, mitten unter Obstbäumen und Rebhügeln, einzog. Jetzt sah Desiré wunschlos und zufrieden im sicheren Hafen einer ruhigen Amtstätigkeit. Er trug seine fünfzig Jahre auf rüstigen Schultern und das gut gewollte Bäuchlein und die roten Hängebacken bewiesen, daß ihm das Leben weder Sorgen noch Schmerzen gebracht hatte.

Erst der Krieg, der mit Bomben und Granaten in die reiche Kirchengemeinde seines Gartens plagte, vermochte das stille Haus in seinen Grundfesten zu erschüttern. Es waren anregende Tage und Nächte. Das ganze Dorf lief zum Herrn Maire. Aber der wußte keinen Rat. Wie ein Jäh aus der Bahn gestürzter Komet irrte er am Himmel seines einstigen Glückes und blickte mit Entsetzen auf die flammende Erde. Er als erster verflocht sich mit Gorgonette, seiner Jüngsten, in den Keller, während die noch immer energische Joséphine mit den Bauern verhandelte und ihnen Mut einflößte, bis auch sie Schutz in dem fest gemauerten Weinkeller suchen mußte.

Wie ein Orkan entlud es sich über das sonnenleuchtende Dorf. Die heiße Erde zitterte, und, als würden sie von den Riesenschwermern wegrasiert, stürzten Dächer und Häuser ein. Dann wurde es still, und vorsichtig krochen die Bewohner aus ihren Verstecken hervor.

Da sahen sie, daß von dem Schulhause die Trikolore wehte, und daß das große runde Auge der Kirchturmuhr jetzt nach Westen blickte und die „heure de Paris“ zeigte. Große Plakate verkündeten an den Mauern, daß die Stunde der Erlösung geschlagen habe und daß Elsas nun der „grande patrie“ wiedergegeben sei. Die Frauen und Kinder standen mit weit aufgerissenen Augen vor den leuchtenden Inschriften und besprachen im wunderlichsten Allemannisch die Ereignisse des Tages. Auf dem Plage vor der Kirche spielte die „musique militaire“, und der Capitaine hielt eine Ansprache. Und einer fragte neugierig den andern: „Wos hett er g'said?“ Aber keiner wußte eine Antwort, nicht einmal der Bürgermeister, der von allen Schrecken genesen, wieder seines Amtes waltete.

Er war jetzt eine überaus wichtige Persönlichkeit. Täglich konnte der Wirt zur Sonne hören, wie ihn die hohen Herren Offiziere mit „Monsieur le Maire“ anredeten. Einmal kam sogar ein Vertreter der Pariser Presse und bat ihn um eine Unterredung. Er, der gute Elsfässer und Patriot, Desiré Huber, sollte erzählen, was er unter der deutschen Fremdherrschaft alles zu leiden gehabt hatte. Aber so sehr er sich auch anstrenzte, so dieb die Schweißtropfen von seiner Stirn perlen, er wußte von keinem interessanten „Fall“ zu berichten. Sein Leben war so sanft dahingeflossen, und in dem stillen Wasser hatte nie die Rute eines Barbaren eine Welle aufgewirbelt. Im Gegenteil, es war der altdeutsche Amtmann gewesen, der seine Ernennung zum Bürgermeister bekräftigt hatte.

Wochen vergingen. Das Neue hatte schon an Reiz verloren. Man hatte sich an die flotten Chassiers Wines und die Rappis gewöhnt und begann, nach guter Elsfässer Art, wieder zu nörgeln. Die Soldaten zahlten nicht, was sie kauften, und liefen den Mädchen nach, und die Kinder hatten in der Schule viel Mühe mit dem Unterrichts, den sie nicht mehr verstanden. Nur der Wirt vom Soleil d'Or, der fließend französisch sprach, war zufrieden und machte gute Geschäfte.

Da ging es eines Morgens wie ein Lauffeu durch den Ort: Poincaré sollte in ein paar Tagen kommen, um die Elsfässer als Brüder zu begrüßen. So stand es groß und flammend am Schulhaus angeschlagen.

Nun war wieder Leben im Dorf. Ein paar Herren aus Paris waren als Regisseurs erschienen. In der Schule wurden Lieder eingeführt und aus den alten Bauerntrüben Kostüme hervorgeholt. Die Mädchen sollten in Elsfässer Tracht, die Buben als kleine pions-pions erscheinen. Blumenmädchen wurden gesucht, die sich auf besonderen Wunsch des Capitaines um das traute Gebälk der Fachwerkhäuser zu schlingen hatten. Alles war im besten Werden. Aber der Maire lief, wie ein aus der Gemeinschaft der Götter Verstoßener, händertugend umher, während drüben am Haus seines Gegners die blinkende Messingformel tausend hochhaste Blitze sprühte.

Desiré bemerkte es und schlug fröhlich das Fenster zu. „Nä

blomier mich, Joséphine, ich blomier nicht,“ jammerte er einmal ums andere, und es schien, als schmähsen das dicke Bäuchlein und die Hängebacken zu einem kläglichen Nichts zusammen.

Da war guter Rat teuer. Ausgerechnet ihm, mit seinen paar Broden Französisch, hatte man den „ehrenvollen Auftrag“ gegeben, den Präsidenten mit einer patriotischen Rede zu begrüßen. „Ich komms net,“ stöhnte er einmal ums andre und sah schon im Geiß das spöttliche Gesicht seiner Gegner und Weiber, die ihm die Niederlage gömten.

Das durfte nicht sein. Es war auch die Ansicht der Augen Joséphine, die für ihren Mann in der Ferne schon den Titel eines Sous-préfet winken sah. In ihrem Hirn arbeitete es fieberhaft, bis es plötzlich, gerade als drüben der Wirt zur Sonne den Capitaine laut und sicher im besten Französisch begrüßte, wie ein Erlauchung über sie kam.

„Ich hob's g'funde,“ schrie sie Desiré jubelnd zu. „Wos denn g'funde?“ verlegte er mürrisch. „E io denn, ein Discours.“

Sie sprach so schnell, daß er ihr fast nicht folgen konnte. Aber dann verstand er, und wie ein Stein fiel die schwere Sorge von seinem Herzen. „Des g'fällt denne hohe Herr,“ triumphierte er und schloß die Joséphine in seine Arme, wie er es vor 25 Jahren als junger Bräutigam getan hatte.

Ein leuchtender Septembertag lag über dem Dorf, als Präsident Poincaré mit zwei Generalen seinem Auto entstieg. Alles verlief programmäßig. Von allen Häusern flatterten französische und weiß-rote Fahnen, und die Kinder hielten die Spalier und sangen ein patriotisches Lied. Auf der Treppe vor seinem Haus stand Desiré Huber, ganz Ernst, ganz Würde. Sein Töchterchen im roten Röschchen und golddurchwirkten Schal trug zwischen beiden Händen einen blühenden Strauß. Joséphines breites energisches Gesicht rahmte die materische Elsfässer Schleife ein. Und die Sonne strahlte und gab dem Bild den rechten Glanz.

Jetzt war der große Augenblick gekommen. Der Präsident war leutselig nähergetreten, und Desiré begann mit feierlicher Stimme: „Monsieur le Président, j'ai l'honneur . . .“

Dann aber — genau nach den Vorschriften der schlauen Joséphine — brach er ab und gleichsam von innerer Egriffenheit überwältigt, bedeckte er die tränenden Augen mit seiner Hand. Gorgonette trat vor und überreichte ihren Strauß, und Joséphine, die selber mit der Rührung zu kämpfen schien, sagte nur „Over, Desiré, over Desiré . . .“

Den Bruchteil einer Sekunde herrschte Ruhe. Dann schloß der bewegte Präsident den Herrn Maire in seine Arme. „Oher Ami, permettez, que je vous embrasse.“ Dann wandte er sich zu seinen Generalen: „Es ist die schönste Rede, die ich je gehört habe.“

Und die Herren gaben ihm recht, und niemand lachte, niemand als die höhe runde Sonne am Gasthaus gegenüber, als Präsident Poincaré seinem lieben Herrn Maire das Kreuz der Ehrenlegion an den Sonntagrock heftete.

Die Legende der grußischen Jungfrau.

Von Eugen Szatmari.

In den frostigen und doch so heißen Tagen des Januar 1916, der für uns an der Westarabischen Front die berühmte gewordenen Neujahrschlacht gebracht hatte, ist in dem blutgebängten Boden der Pruth-Niederung eine Legende entsprungen, die ganz gewiß weit über die Tage dieses Krieges hinaus leben wird. Der Krieg ist ein fruchtbarer Boden für die Legende: sie steigt aus den Granattrichtern heraus, sie kräuselt aus den schwarzen Rauchfäden empor, sie überbitt das Donnern der Geschütze, das Rollen der Maschinengewehre, und ihr saftiges Dämmerschimmer in den zuckenden, grellen Nächten der Kämpfe mit doppelter Kraft. So ist in dieser Ecke der Front die Legende von der tscherkessischen Jungfrau entstanden, die ihres Vaters Tod zu rächen gekommen war.

Am einem Samstag hörte ich zum erstenmal von ihr. Gefangene Russen, die uns bei einem Patrouillengeplänkel in die Hände gefallen waren, wurden verhört. „Wer war euer Anführer?“ „Die Jungfrau!“ lautete die Antwort. Ich staunte und lächelte zugleich. Ich dachte an den religiösen Fanatismus der Russen und witterte irgendein christliches bigotter Suggestion. Mein Oberleutnant, der als Dolmetsch diente, klärte mir die Sache auf: Es soll bei den Russen ein Mädchen geben, das als Unteroffizier in ihren Reihen kämpft, und die russischen Soldaten nennen sie kurzweg die Jungfrau. So erfuhr ich dann aus einzelnen Gefangenausagen die ganze Geschichte der Tcherkessen-Jungfrau, des Korporals Gluschtschenko Czernowitsa. Ich will sie kurz erzählen, schmucklos wie es geschah, und dann zur Legende ward:

In den Kämpfen des Juli 1915, als die Landstürmer des Oberleutnants Dantel Bapp die Autobahn vor dem zweiten Aufsturm der Russen verteidigten, fiel bei einem Sturm gegen die Höhe Dolzof der Kommandant eines tscherkessischen Bataillons, der Major Iwan Gluschtschenko. Seine Leiche wurde in Czernowits beigesetzt, dann stieg die Todesnachricht auf ihren bleiernen Flügeln in das ferne grußische Land, und ein halbes Jahr später, kurz vor Weihnachten, rückte zum Bataillon des gefallenen Majors ein junger Korporal ein — seine neunzehnjährige Tochter. Hochgewachsene, schlank, georgische Schönheit, mit langen, rabeischnarzen Haaren, bis sie sie nicht abgeben ließ, so daß man sofort sah, daß sie ein Mädchen war. Sie kämpfte und lebte mit dem

Soldaten, sie teilte mit ihnen Brot und Lagerstroh, und wo es ein gefährliches Unternehmen gab, war sie stets dabei. Sie führte die verwegenden Patronillen, die sich des Nachts an unsere Hindernisse heranschlängten, um die Drähte zu zerschneiden, und in den Kämpfen am 14. und 19. Januar führte sie ihren Zug siebenmal gegen das Trigonometer 273, wo seinerzeit ihr Vater gefallen war. Unzählige Male stand sie im heftigsten Feuer, sie konnte keine Furcht und blieb stets unverseht. — Da begannen sich die goldenen Fäden der Legende um ihren schlanken Leib zu wickeln.

Gefangene, ja sogar sehr aufgeweckte Unteroffiziere, hingen darauf, daß sie unverletzt sei. Die heilige Jungfrau hätte sie geschützt, und die Kugeln des Feindes prallten von ihrem Leib zurück. Wer mit ihr kämpfend fiel, den erwartete ewiges Heil. Selbst gefangene Offiziere sprachen von ihr wie von einer Heiligen. Ein junger Leutnant nannte sie die russische Joanne d'Arc. Generale küßten ihr die Hand. Sie besaß das Georgskreuz und den Annenorden. Sie hieß nur die Jungfrau, und auch bei unseren Leuten war sie nur unter diesem Namen bekannt. Gelesen hat sie aber nie einer von uns. Wenn sie kam, hüllte sie sich stets in die Schleier der Nacht. Sie wurde zu einem Begriff, sie spielte zwischen den zerflossenen Eichen des Dolzot-Waldes, und wenn die Nacht herabsank und die blauen Sterne der Leuchtraketen gespenstisch schimmerten, kam manchem Horreb, der an der Schießscharte Wache stand, die rätselhafte Jungfrau in den Sinn.

Dam erzeigte auch sie einmal das Schicksal. In einer dunklen, nebligen Februarnacht, am 16. oder 18. Februar — ich weiß es nicht mehr genau — bemerkte einer unserer Vorposten in der Bruch-Niederung eine sich heranschleichende feindliche Patronille. Gewehre blühten auf, ein Maschinengewehr setzte mit seinem Rattern ein Leuchtraketen fliegen hoch, Patronillen gingen vor, ein Gefecht entstand. Der Feind war bereits vor unseren Hindernissen. Eine Patronille war es; zehn Mann und der Führer. Sie warfen Handgranaten. Fünf Mann der Unsern fielen, aber der Feind verlor acht Tote, und zwei wurden verwundet gefangen genommen. Der Anführer entkam. Ein Zugführer sah, daß er getroffen war, dann aber sofort verständig. „Lag die Frage, wer ihr Anführer war, antworteten beide Gefangene: „Die Jungfrau!“

Drei Tage später war in dem amtlichen russischen Heeresbericht folgendes zu lesen: „Westlich Mahalka (11 Kilometer von Czernowitz) gelang es einer unserer Aufklärungsabteilungen, den Feind zu überraschen und ihm namhafte Verluste zuzufügen. Der Führer unserer Abteilung, Oberstleutnant Gusewitsch Czernomow, ein Mädchen, das bereits mehrmals für seine Tapferkeit ausgezeichnet wurde, lebte schwerverwundet zu unseren Linien zurück.“

Die Legende hat die amtliche Bestätigung erhalten. Sie lebt und wird gewiß noch lange Jahre leben, die Legende der grünen Jungfrau.

Büchertisch.

— Der Völkerring. Eine reich illustrierte Chronik der Ereignisse seit dem 1. Juli 1914. Herausgegeben von Dr. G. S. Gaer, Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart. Heft 161 und 162. Preis je 40 Pfennig. Welchen, man kann ruhig sagen einzigartigen Wert die Hefte des „Völkerring“ als Geschichtswerke haben und noch in höherem Maße später haben werden, geht aus dem vorliegenden Heft 161 hervor, daß die inneren Vorgänge der österreichisch-ungarischen Monarchie im vierten Kriegshalbjahr behandelt. Wir finden da eine Fülle von sehr belangvollen Einzelheiten über politische Verhältnisse, Zustände und Vorgänge, über Maßnahmen und Persönlichkeiten, lauter Dinge, die für das innere Gesamtbild kennzeichnend sind, gleichwohl aber kaum sonst irgendwo für die Zwecke der Geschichtsschreibung aufgezeichnet und gesammelt worden. Daneben finden sich natürlich die großen, grundlegenden Fragen und Geschehnisse ihrer Bedeutung entsprechend behandelt, so die Nationalitätenfrage, das Wirtschaftsleben, dargestellt von E. Dombrowski, die Tagungen des ungarischen Reichstags, der Wiederaufbau der zerstörten Gebiete u. a. Von besonderem Wert ist, daß diese Zeiturkunden, soweit dies der Fall sein kann, in ihrer ursprünglichen dokumentarischen Form gegeben werden. Daß die Leser des „Völkerring“ aber auch über die kriegsrischen Ereignisse ebenso zuverlässig und gründlich unterrichtet werden, als dies durch die großen, ausschließlich diesem Zweck dienenden Werke geschieht, beweist das neueste Heft 162. Darin wird der türkische Krieg von Februar bis August 1916 im Kaukasus, in Mesopotamien und auf den übrigen Schauplätzen in einer zusammenfassenden Darstellung behandelt.

— Die Weltbühne, der Schaubühne XIV. Jahr, Wochen-schrift für Politik, Kunst, Wirtschaft, herausgegeben von Siegfried Jacobsohn, enthält in der Nummer 16: Die größte Gefahr, von Germanicus; Otto Hammann, von Johannes Fildner; Ein kurioses Parlament, von Kurt Hiller; Die drei Theater-Mitringelgesellschaften, von Max Epstein; Von Reinhardt, von E. J.; Illustrierte, von Alfred Polgar; Frühlingsstriebe, von Alton Goldschmidt; Antworten.

Manfred von Richthofen.

Graue Wollen, Regenschauer
Hüllen wie mit weicher Dand
Leis in klagenlose Trauer
Kings das Land . . .
Wie von ungelöstem Brand
Jüngelnd lecht der Flammen Chor,
Steigt aus trübem Mlaga Hasten
Durch der eignen Rode Lasten
Jäh ein eing'ger Schrei empor:
Tot —! Und auch im Tod noch Sieger . . .
König — König aller Flieger!

Nicht kann ich Vorbeer zu der Stätte tragen,
Wo man den Heldenleib jetzt hingelegt,
Wo still nach opferrohem Jagen
Dein Kühnes Herz nun nimmer schlägt . . .
Kein Sarkophag aus Marmorstein,
Kein Mal von Menschenhand aus edlen Erzen
Hält Dich uns wach — nein, nein —
Du lebst! Du lebst in Deines Volkes Herzen!

Ein Grab, im Donner der Geschütze,
Auf Feindeserde blutgetränkt,
Wied' nur dem Mutigsten der Mutigen geschenkt . . .
Eurt Reinhard Dieß.

Gießener Hausfrauen-Verein.

Kochanweisungen.

Sauerkrautauflauf. 1 Eßlöffel Fett, 1 Pfund Sauerkraut, Salz, Kümmel, 1 Pfund Kartoffeln, 100 Gramm Butter, 1/2 Liter Milch. Das Sauerkraut wird mit Salz und Kümmel in dem Fett weich gedünstet. Die Kartoffeln werden gekocht und in Scheiben geschnitten. Dann bestreicht man eine Auflaufform mit etwas Fett, füllt sie lagenweise mit Kraut, Kartoffelscheiben und Butterbröckchen. Die oberste Lage muß aus Kraut bestehen. Ueber das Ganze gießt man dann die Milch und läßt es im Rohr backen.

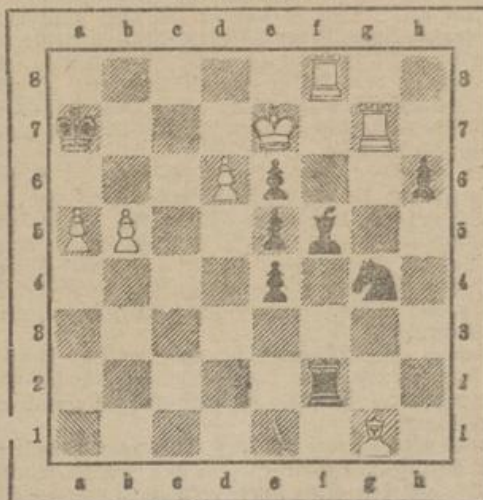
Sauerkrautsuppe. Sauerkraut, Fleischbrühe (od. Fleischbrüheres), Kartoffeln, Reste von Sauerkraut werden in Fleischbrühe gekocht. Dann schneidet man Kartoffeln hinein und läßt das Ganze eine halbe Stunde kochen.

Kriegsflagrahm. 1/2 Liter Milch, 1 Eßlöffel Mehl, 2 Blatt Gelatine, Zucker und Vanillin. Das Mehl wird in der Milch gekocht, die aufgelöste Gelatine hinzugefügt. Die Masse wird lang und kräftig geschlagen, schließlich Zucker und Vanillin hinzugefügt.

Rhabarberauflauf. Rhabarberkompott wird abgetropft, mit Zucker bestreut und in eine Auflaufform gefüllt. Darüber gibt man einen einfachen Eierkuchen, für 4 Personen etwa von 1/2 Liter Milch oder Wasser, 125 Gramm Mehl, 1—2 Eiern oder Eierersatz und einer Messerspitze Backpulver. Diese Masse füllt man über das Kompott und bäckt den Auflauf sich selbst etwa 1/2—3/4 Stunde im mittelheißen Ofen.

Schach-Aufgabe.

Von Wardener.



Weiß

Weiß zieht an und setzt mit dem 2. Zuge matt.
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Gleichung in voriger Nummer:
Bogelbauer (a Volf, b gelb, c an d er).